

In Belagerung und Bedrängnis

Noch nie war der Rauch in den Kaffeehäusern so dicht wie in diesen neuen schweren Tagen. Die Leute sogen mit aller Kraft an ihren Zigaretten, als wollten sie sich in deren Qualm verstecken. Aber die Polizeienten mit ihren gewirbelten Bärten spähten durch die Fenster herein, und ihre scharfen, strengen Augen durchdrangen alle Dunstschwaden.

Sie suchten diejenigen, die sich ihrer Wehrpflicht entzogen, und auch die Fremden, die Feinde. Letztere griff man auf, wo man sie erwischte, und führte sie über die Pflastersteine, die sich nun in dunkle, schiefe Stolpersteine verwandelten, zur Polizeiwache. Dort verbrachten sie einige Tage in Haft, bis man sie in eines der eigens eingerichteten Internierungslager brachte, und nur wenige hatten das Glück, wieder freizukommen, nachdem irgendein Freund oder Bekannter unter den einheimischen Staatsbürgern sich für sie eingesetzt und verbürgt hatte. Dann wurde der Glückspilz aus der Haft aufs Amt des Kommissars zitiert, und der erstellte ein Protokoll, ohne die Augen zu ihm, dem »Feind« zu heben: Der Soundso, Sohn des Soundso aus dem und dem Land usw. usf. Doch die Erstellung dieses Entlassungsscheins ging schleppend vor sich, und der Kommissar tauchte und haute seine Feder immer wieder ins Tintenfass: Es war keine Tinte drin! Doch der Verhaftungsbefehl am ersten Abend wurde äußerst zügig geschrieben: Da war mehr als genug Tinte im Fass gewesen. So gelang es der kleinen russischen Gruppe, einer Schar von Künstlern und Schriftstellern, wie durch ein Wunder freizukommen. Und nur einer von ihnen, der junge Dichter David Goll, verbat sich jeden Einsatz für ihn und sagte, wie gewohnt auf Hebräisch: – Mir ist es egal. Sollen sie mich bitteschön dorthin schicken. Zu essen werden sie mir geben ...?

Ein Unglück geschah dem Maler Mando. Er wurde von einem Gendarmen außerhalb der Stadt, auf freiem Feld, aufgegriffen, als er irgendeine Landschaft malte. Ein Spion skizziert das Gebiet für den Feind! Auf der Polizeiwache sagte ihm einer der Beamten, man werde ihn gewiss erschießen. Nachdem man ihn einige Tage einbehalten hatte, ließ man ihn laufen. Aber der Vorfall schlug ihm derart auf die zerrütteten Nerven, dass er wenige Tage später von selbst zur Polizei ging und bat:

– Verhaften Sie mich bitte, ich bin ein Spion.

Sie rätselten ein wenig über ihn, schickten ihn in die psychiatrische Klinik und von dort – zum Steinhof (eine Nervenheilanstalt in Wien).

Der Fall verblüffte die ganze Gruppe, erfüllte sie aber auch mit heimlicher Freude: Esther, die sechzehnjährige Schwester des Malers, blieb allein zurück. Sie war vor einigen Monaten aus ihrer Heimatstadt in Polen auf Besuch zu ihrem Bruder gekommen, der sein Elternhaus verlassen hatte, als sie noch ein Kleinkind war. Und als er sie, mit ihrem schwarzen Lackhut zum karierten Mantel aus grobem Stoff, zum ersten Mal abends ins Kaffeehaus mitbrachte, waren alle Mann der Gruppe auf der Stelle in sie verliebt. »Es gibt noch mehr, noch mehr«, sagten sie sich insgeheim bebend, wo sie doch gedacht hatten, bereits Schönheiten aller Arten gesehen zu haben, sodass man sie mit keinem Gesicht der Welt mehr überraschen könnte. Sogar der jiddische Schriftsteller Meir Silper, den der Krieg von seiner Frau und seiner kleinen Tochter in Wilna abgeschnitten hatte, dieser durch und durch schwermütige und kränkliche Mann, erwachte ein wenig und lachte hin und wieder. Auch Mando selbst, der sie seit ihrer frühesten Kindheit nicht gesehen hatte, empfand sichtlich mehr als brüderliche Gefühle für sie und war unruhig im Umgang mit ihr. An jenem Abend war auch noch der Jerusalemer Schriftsteller Schlomo Pik zugegen, der ab und zu aus dem Land Israel anreiste, um europäisches Flair zu atmen. Auch er äußerte höchste

Bewunderung, legte wie gewohnt beide Hände an die Ohren, um sie gegen die Kälte zu schützen, und sagte:

– Gott! Solange wir solche Mädchen haben, sind wir noch nicht verloren.

Und nun war diese Esther ohne ihren Bruder, der sie keinen Schritt allein hatte tun lassen, gewissermaßen der Obhut der Gruppe übergeben, auf ihre Vormundschaft und materielle Unterstützung angewiesen. Welch süße Last! Und sie wetteiferten um jeden Dienst bei der Wohnungssuche, mit finanzieller Hilfe: Sie liefen hierhin und dorthin, sorgten mehr für sie als für sich selbst, baten um Darlehen. Oh, nie hatten sie den Wert des Geldes besser gekannt als jetzt!

Wie und wo solches erlangen, da die geschlossenen Grenzen einen ringsum von der Außenwelt absperren, in der man bis eben noch gelebt hat? Augenscheinlich gibt es hier viele reiche Juden in der Literatur und unter denen, die für Schriftsteller schwärmen, aber versuch mal einer, einen von ihnen im Kaffeehaus anzusprechen und ihn diskret um eine Anleihe von zwanzig Kronen zu bitten. Sofort kommt er einem befremdet, dreist, und die Freundschaft zu seinem ungebildeten Begleiter, seinem Kaufmanns- oder Maklerkollegen, mit dem er gerade zusammensitzt, wird plötzlich enger ...

Frühmorgens wachst du auf und fragst dich: Zu wem heute? Der Beamte der Alliance, Dr. Jaschtschurka, dessen einzige Verbandsaufgabe darin zu bestehen scheint, *nichts zu geben*, empfängt dich in seinem Haus mit seiner kleinen Brille, reicht dir schlaff die Hand, ohne sie zu drücken, als überlege er, ob du dessen würdig seist. Hat er dann den Zweck deines Besuchs erfahren, rügt er dich etwa folgendermaßen:

– Jetzt kommen Sie angelaufen. Früher, zu Friedenszeiten ist es Ihnen nicht eingefallen, mich aufzusuchen. Jetzt, wo es Ihnen schlecht geht, sind Sie da. Loben diesen und jenen, und mich, mich ...

Und gab nichts!

Esther wartete draußen, an der Straßenecke. Es war der letzte Tag des Monats. Morgen musste sie die Miete bezahlen – und hatte nichts.

In der nächsten Nacht, einer schlaflos verbrachten, kam man auf die Idee, den alten Professor Schmucl Sachs anzugehen, der durch seine wissenschaftlichen Aufsätze auf dem Gebiet der Judaistik berühmt geworden war. Diesen alten Thoragelehrten muss man aufsuchen!

Nach Drücken des elektrischen Klingelknopfs neben dem blanken Kupferschild hörte man drinnen Schritte, und ein Auge spähte durchs Guckloch. Ein unsympathisches Fräulein ließ in den Flur ein und rief: »Papa, ein Mann fragt nach dir!« Man sieht ihr an, dass sie keine Ahnung hat von all dem, was ihr Vater schreibt. Und da ist der alte Professor höchstpersönlich in seinem Kabinett. Hochgewachsen, ein wenig gebeugt, in einem abgewetzten Cordhemd. Stapelweise Bücher, Bücher ohne Ende. Aber seine Stirn ist nicht hoch, und er hat einen unedlen Glanz in den Augen. Ein ungarischer Jude.

Nachdem er sich alles bis zum Ende angehört hatte, begann er ebenfalls, Antwort zu geben, und überraschte mit seiner derben Marktstimme. Er fuhr sich mit der Hand über das weiße Haar, das noch vereinzelte dunkle Strähnen aufwies, und sprach von seinen bitteren Erfahrungen in diesen Dingen: Wie viele Menschen hatten von ihm geliehen und nicht zurückgezahlt usw. Ja, er traue ihm, ziehe seine Ehrlichkeit, behüte, nicht in Zweifel, aber was wolle der Herr tun, wenn er nichts habe?!

Wenigstens zwanzig Kronen ...!

In schwerem innerlichem Ringen, an dem alle Bücher ringsum beteiligt zu sein schienen, gab er ihm schließlich die gewünschte Summe, wobei ihm die Hand zitterte, diese harte, behaarte Gelehrtenhand. Aber die Miete *ist gesichert*, und das ist die Hauptsache.

Das Übrige ist nicht so schlimm. Essen kann man auch in der »Volksküche«. Für ein paar Heller bekommt man dort ein sättigendes Mahl. Man muss allerdings erst lange draußen Schlange stehen, bis man im Dunklen die Stufen hinuntergeht und den großen Speisesaal betritt. Ein bunter Haufen Mittelloser, Gesichter der niedrigsten Stände. Jeder trägt seine dampfenden Teller aus der Küche zu einem der langen Tische. Gedränge, Tellerklappern, Sitzen in Gesellschaft eines schmutzigen Straßenbettlers ... Aber all das wäre noch nicht so niederdrückend, wäre da nicht Meir Silper aus Wilna, den dein Auge plötzlich in all dem Gedränge erhascht, als er seine Schüssel höchst vorsichtig mit beiden Händen hält und nach rechts und links blickt, ohne einen Platz zu finden. Da erst sinkt deine Stimmung und du hastest zu den Stufen und ringst um Luft auf dem Weg nach draußen. – Jetzt fahren wir zum Steinhof! – ruft Esther.

Auf der Straße betrachtet sie neidisch die Schuhe der Matronen, bleibt vor den Schaufenstern stehen und besieht sich lange die neuen Hüte, die hinter Glas doppelt prächtig wirken. Wie schön ihr alter Lackhut ist, kann man ihr dann gar nicht erklären. Und wenn sie sich zum Gehen wendet, besagt ihr ernster und betrübter Blick: »Die werde ich noch mal besitzen ...!«

Und sie wusste nicht, welche Kraft gerade in ihren alten Kleidern steckte, die im Lauf der Zeit viel von ihrer Figur angenommen hatten. Anscheinend fesselte sie damit auch die Augen der Trampassagiere, die ebenfalls diesen traurigen Weg zurücklegten, um ihre Kranken zu besuchen. Kummer und Scham lagen auf allen Gesichtern. Auf einige schlich sich ein sonderbares Grinsen; da sah man bereits ihre verrückten Verwandten ... Weiden und Felder beiderseits der Straße, Hütten, Gemüsegärten mit kleinen Lauben. Und da funkelt schon in der Ferne die Kuppel der Steinhof-Kirche. Bald tut sich das schwere, dunkle Tor auf, und die Besucher gehen verunsichert hinein, vorbei an

dem gesunden Portier mit dem gepflegten Bart, ehe sie sich auf dem Hof grüppchenweise nach hier und dort zerstreuen.

– Geht mir nach! – befahl Esther, der alle Pfade gut vertraut waren. Sie nahm den Hut vom Blondschoopf, der in der Augustsonne leuchtete, führte an Sträuchern und Bäumen vorbei, und ihre Füße raschelten im dünnen Laub. Zum Zimmer Nummer 8 führte sie, und eine junge, rotwangige Schwester brachte sie in den Besucherraum. Der typische Krankenhausgeruch, ein Gewimmel von Schwestern, Aufsehern und Besuchern und dazwischen die Verrückten in ihren Stoffkleidern. Einige von ihnen, sichtlich Langzeitpatienten und von aller Welt vergessen, blickten neidisch auf ihre neuen Mitpatienten, die im Kreis ihrer Verwandten saßen, auf die Pralinschachteln und Süßigkeiten. Man hörte eine Schwester ins Nachbarzimmer rufen:

– Herr Mando, Sie haben Besuch!

Er kam herein, mit mächtigem Bart, blass und dünn wie ein physisch Schwerkranker, und küsste seine Schwester. Sie überreichte ihm gleich das Päckchen, aber er wedelte mit der Hand:
– Später, später!

Seine Freunde und Verwandten überraschte er mit seiner geistigen Klarheit, seinem früheren Verstand. Einer aus diesem Kreis musste nun gerade den wunden Punkt berühren, indem er Mando fragte, wieso ein derart Gescheiter wie er, ein intelligenter Mensch, der Wesen und Wirkung des Verfolgungswahns bestens kenne, diese Geisteskrankheit nicht mit dem *Verstand* bezwinge. Sicher sei es wie in einem schrecklichen Traum, bei dem man weiß, dass es nur ein Traum ist, und neugierig den Verlauf des gefährlichen Geschehens verfolgt, im festen Vertrauen auf den guten Ausgang, der beim Erwachen eintritt.

– Unmöglich, unmöglich ...! – erwiderte Mando entschuldigend, und in seinen Augen schimmerte ein kränklicher Funke, ein Funke eben dieses Zustands, den alle kühne Logik nicht unter Kontrolle bringen kann.

Esther saß neben ihm, hörte halb zu, und nirgendwo sonst wirkte sie so schön wie hier. Alle Mädchen, die in früheren Leben, zu anderen Zeiten und an anderen Orten geliebt worden waren, hatten sich in ihr gewissermaßen zu *einer* verbunden. In Esther fanden sie sich jetzt alle, alle wieder. Einer der Männer fragte mit bebender Stimme:

– Herr Mando, haben Sie schon mal Ihre Schwester gemalt?

Der Maler wandte Esther das Gesicht zu, als Bruder und Liebhaber in einem, und sagte:

– Ich habe es schon mehrmals versucht, aber nicht zuwege gebracht. Sie verfliegt zwischen den Fingern ...!

– In diesem Porträt könnten Sie sich doch die ganze Welt erobern!

Eine Spur Unwillen huschte über Mandos Gesicht. Derlei Schmeicheleien über seine Schwester ertrug er nicht, und mit sichtlichem Schmerz blickte er wieder sie an, die unterdessen das goldene Herz an ihrem Halskettchen betastete, es lächelnd in den Mund steckte. Ihre Schönheit entflammte plötzlich wie ein langer Blitz. Die Dichter schreckten auf, ihre kränkelnden Nerven waren bis zur Umnachtung gespannt – und jähe Angst kam über sie, Angst vor diesen kräftigen Aufsehern, die mit den Schlüsseln in Händen auf- und abliefen, dass sie sie jetzt bloß nicht hier rauswarfen ...

– Es wird gleich vier Uhr – sagte der eine – Zeit zu gehen.

Den Rückweg traten sie zu Fuß an. Sie gingen durch den nahen Park. Esther riss ein Kiefernzweiglein ab und schenkte es scherzhaft einem von ihnen. Dieser Nadelbaumzweig war teurer als all jene schönen Blumen, die andere Mädchen einst schenkten.

– Warum nur ihm?! – fragten die anderen neidisch.

– Na euch auch!

Aber selbst der »Glückliche« spürte, wie fern ihm dieses stolze Mädchen noch war. Und nicht nur hier draußen, in Gesellschaft, sondern auch zu zweit, als sie ihm Gunst erwies und

ihn einmal in seinem Zimmer besuchte. Da war sie ja unter seinem Dach – aber nichts damit. Nicht mal das Ende ihres Zopfes ließ sie ihn anfassen. Grausamkeit? Nein! Mitgefühl war es, Mitgefühl mit den anderen, mit der ganzen Welt ... Doch die alte Hauswirtin wusste und erkannte das nicht. Ihr wütendes Schnauben war hinter der Wand zu hören:

– Bei mir ist kein Hurenhaus!!

So ereifern und erboßen sich diese Hauswirtinnen, egal ob in Wien geborene Christinnen oder aus Mähren stammende Jüdinnen. Sehen sie ein Mädchen zu ihrem Untermieter kommen, werden ihre Augen blutunterlaufen und ihre Haare und Lippen blau. Ein junges Mädchen ...! Die wird ihr Haus besudeln, das ist die Unreinheit in Person. Obwohl sie doch auch junge Töchter haben und selbst einmal jung gewesen sind. Unverständlich! Da sind sie auf der Hut und passen mit Argusaugen auf, aber auf Sauberkeit achten, darauf sehen, dass es kein Ungeziefer gibt – das nicht! Wenn du das erste Mal zu ihnen kommst, um die Wohnung zu mieten, fragst du – der vor dieser Plage in der vorigen Wohnung geflohen ist –, fragst als erstes:

– Gibt es hier Wanzen?

Und sie, die listige Alte, tut naiv, ohne dir in die Augen zu sehen:

– Der Vormieter hat nichts gesagt ...

Und dein Herz prophezeit dir schon nichts Gutes, aber du möchtest nicht näher nachforschen, möchtest ihr glauben ... In der ersten Nacht legst du dich in das neue Bett und rätselst über dein Los. Vorerst gut. Aber kaum bist du ein wenig eingedämmert, spürst du auch schon den wohlbekanntem Stich. Da *sind* welche!! Der ganze Umzug von einer Wohnung in die andere war umsonst!

Morgens beim Aufstehen müsstest du eigentlich die ganze Wut, die sich in der schlaflos verbrachten Nacht in deinem Herzen aufgestaut hat, an der Betrügerin auslassen, aber bei Tageslicht

kommt alles schwach, zurückhaltend, höflich heraus. Mit *wem* sprichst du hier schließlich, und was kann *sie* schon machen?! Und du hastest ins Kaffeehaus. Die Morgenzeitungen berichteten über ganze Städte, die durch Kanonen von hier und von dort, von unserer Seite und auch von Seiten des Feindes, völlig zerstört worden sind, ohne dass ein Stein auf dem anderen geblieben wäre. So, so. Zerstören, zersprengen, zerreiben will man diese verfluchten alten Mauern, die keinen einzigen sauberen Stein enthalten, sie und ihre widerlichen und boshaften Besitzerinnen zertrümmern und vertilgen, bis auf die Grundfesten vernichten und verbrennen, restlos!!

Doch das Vernichtungswerk hörte mittendrin auf. Der Frieden kam. Und sie kamen, die Sieger, als Mitglieder verschiedener Abordnungen, die Engländer, die Italiener, die Serben. Sie kamen, ihren Sieg im Herzen und die hohe Valuta in den Taschen. Die Donaustadt reizte sie, und ihre Augen schweiften über ihre blutjungen, mittellosen, verwaisten Töchter, die hungrig, in Fetzen gekleidet und obdachlos auf Straßen, Brücken und am Kai umherirrten. Die Jagd war leicht – nachdem sie im Krieg ihre Väter und ihre großen Brüder getötet hatten ... Wie stumme Lämmer tappten sie ihnen nach, und wenn eine sich weigerte und erst kurz nachdachte, dann nur, weil sie sich schämte, skrupellos zu erscheinen.

Und so verwöhnten sie die Töchter des besiegt Feindes. Begeistert über ihre hinreißende Schönheit, der auch die schmutzige Armut nichts anhaben konnte, führten sie sie in Bekleidungs- und Schuhgeschäfte. Die Kleine setzte ihren großen Fuß im löchrigem Strumpf auf den Fußschemel, und die Verkäuferin beugte sich zu ihr nieder und zog ihr beflissen den Schuh an, schnürte die Senkel. Hinterher nahm die Beschenkte die duftenden neuen Schuhe aus dem Karton, küsste ihre Sohlen und blickte lachend und zutiefst dankbar den fremden Kavalier an. Und der herrliche, luftige neue Hut machte das Glück vollkommen.

Und vom Bekleidungsgeschäft zum exquisiten großen Restaurant. Das ist keine Volksküche! Sie isst und trinkt mit großem Appetit, das scharfzähne junge Biest, und hebt gar nicht die Augen zu dem knabenhaften Kellner – ihrem eigenen Fleisch und Blut ... Und erst, als sich das Mahl seinem Ende nähert, wird sie ein wenig traurig, denn was sie jetzt erwartet, erfreut ihr Herz nicht besonders, trotz allem.

– Gehen wir? – sagt er.

Und sie erwidert wie flehend:

– Bitte lass uns noch ein Weilchen sitzenbleiben ...!

So fielen Kleine und Große, Blondinen und Brünette, Hässliche und Hübsche. Der Sturm legte das Korn samt den Kornblumen darin um. O weh! Auch Esther fiel – –

In die Sommernächte fiel sie, in die Sommernächte in der Kärntner Straße und am Graben. Der dunkle und glatte Asphalt glänzte, aus den geschlossenen Geschäften spähten im Dunkeln Herrenhemden, neue Bücher, ein eingesperrtes Automobil, das den ganzen Raum ausfüllte, und vom Stephansdom her leuchtete die riesige Uhr.

Jetzt hörten die Fahrten zum Steinhof auf. Verlassen und vergessen war Maler Mando. Nur einmal noch besuchte ihn die Gruppe – ohne Esther. Sie kamen schockiert, aufgewühlt zu ihm, als hätte ihnen jemand einen Schmiedehammer auf den Schädel geschlagen, kamen, um quasi *ihn* um Hilfe zu bitten. Aber zur allgemeinen Verblüffung zeigte er nicht die erhoffte Reaktion. Er wedelte mit der Hand und zischte:

– Was gibt's da zu reden? Eine Hure!

Und sie kamen nicht mehr zu ihm. Gerade jetzt, wo er die Hilfe der Freunde so sehr brauchte. Er hatte den blauäugigen Primarius gemalt und ihm sein Bild geschenkt. Und der, tief berührt, hatte angeordnet, ihm, Mando, ein separates Zimmer zu geben, hatte ihm erlaubt, einmal die Woche in die Stadt zu gehen, um Farben zu kaufen, damit er seiner Kunst nachgehen konnte. Ja,

er hatte sich sogar bereitgefunden, ihn zu entlassen, wenn er ihm nur die Bürgschaft eines wohlhabenden Einheimischen brachte, der draußen für ihn sorgen würde. Und um nun diese Bürgschaft zu erlangen, die ihm seine frühere Freiheit wiedergegeben hätte, brauchte man den Einsatz von Freunden, und jetzt, da alle verschwunden waren, würde er für immer hier sitzen!

Der Frieden brachte Veränderungen auf allen Ebenen. Die Internierungslager wurden abgeschafft, die Grenzen geöffnet. David Goll erzählte wieder Schreckliches. Eng gedrängt, im Abfall und manchmal ohne Dach überm Kopf hatten sie dort drei Jahre verbracht. »Zu essen werden sie mir geben ...?« Doch sie hatten es *nicht* getan! Manche gruben mit den Fingern Knochen aus der Erde und nagten vor Hunger daran. Es war dort viel schlimmer als auf dem Schlachtfeld. – Seine Stirn war höher geworden, mit Geheimratsecken, und seine Augen hatten einen neuen Ausdruck angenommen, mehr nach innen gewandt – als einer, der vieles gesehen hat, was andere nicht gesehen haben.

Aus Wilna kam Meir Silpers Frau mit der kleinen Tochter. Der Vater, dessen grüner Mantel sich im Herbstwind bauschte, führte das Mädchen an der Hand durch die Straßen Wiens – mitleiderregend! Von fern war sie ein hübsches Kind, aber bei näherer Betrachtung sah man eine leichte Entzündung ihrer braunen Augen, den Augen des Siedlungsrayons, was an all das Unerfreuliche in den heimatlichen Gefilden erinnerte und den Rest Heimweh tilgte.

Wie getriebene und verschreckte Wolken, vor Stürmen geflüchtet, kamen aus jenen Gefilden schwarzhaarige Burschen mit Tornistern auf den Schultern und drängten sich in Scharen, wie Rekruten, vor den Türen von Verbänden und Büros. Das waren die »Pioniere« auf dem Weg nach Erez Israel. Um sie kümmerte sich der galizische Dr. Waldschnapp, der sie mit spöttischen Augen ansah.

Zur selben Zeit flog ihnen aus Erez Israel der Jerusalemer

Schriftsteller Schlomo Pik entgegen – um europäisches Flair zu atmen. Er gehört zu Erez Israel und richtet den Blick auf Erez Israel, dieses Land, zu dessen Aufbau er viel beigetragen hat, zwar nicht mit Hacke und Axt, aber mittels seiner spitzen Feder, mit der er Unrecht und jedes Stäubchen davon verfolgt. Dort, in Erez Israel, sitzt er inmitten seines Volkes, in seinem Haus, während er hier, als hätte er keinen Boden unter den Füßen, nur schwach auftritt und schwankend in der vollen Tram steht, zu fallen droht. Deshalb saugt er das europäische Flair hastig ein, liest begierig die Leitartikel aller Zeitungen, besucht häufig Theater und Konzerte, lauscht ehrfürchtig und angetan der Musik, steckt all das gewissermaßen in sein Gepäck – und fliegt nach Erez Israel zurück.

Er hat kaum den Staub der Reise ordentlich von sich abgeschüttelt, aber schon eine Karte für die Neunte Sinfonie gekauft und eilt in das erstbeste Kaffeehaus, das ihm auf dem Weg unterkommt, um sich zu erholen und seine Gedanken zu ordnen. Heute Abend wird er die Gruppe treffen, morgen zum Steinhof fahren, um Mando zu besuchen ... Und da kommt Unruhe und Trubel ringsum auf: Polizei! Es war eines jener Kaffeehäuser, in denen insgeheim verbotene Börsengeschäfte getätigt wurden und die Polizei gelegentlich Razzien durchführte. Sie durchsuchte Kleidertaschen, fand Spekulationskapital und führte einen Trupp Juden zur Wache ab, darunter auch Schlomo Pik.

Die Bekeschas (Fellmäntel) einiger der Abgeführten glänzten in der Mittagssonne, und ihre Hosenkнопfe waren nicht geschlossen. So gingen sie durch die Straßen der Hauptstadt, flankiert von bewaffneten Polizisten. Die Passanten spotteten und schimpften und drohten mit den Fäusten. Eine Frau deutete nun gerade auf Schlomo Pik und kreischte:

– Da sind sie, die unser Blut saugen!!

Der Jerusalemer Schriftsteller wurde nach kurzer Befragung

durch den Kommissar gleich wieder freigelassen, aber was er in diesen wenigen Stunden erlitten hatte, hinterließ neue, unvergessliche Furchen in seinem Gesicht, und als er am nächsten Tag zu Mando kam, rief der bei seinem Anblick begeistert:

– Weißt du was, ich werde dich malen!

An die zwei Wochen malte Mando in seinem beklemmenden Zimmer mit den vergitterten Fenstern Schlomo Pik, malte alles: Die Stirn, die Kinnbacken, die dunklen Furchen. Kam die Schwester herein und stellte eine Tasse Kaffee auf den Tisch, achtete er nicht darauf, sondern malte mit seinem Pinsel, sah hin und malte, sah hin und malte. Kurz erschrak der Schriftsteller: Ein grausiges irres Brüllen drang aus dem Zimmer gegenüber, ähnlich dem Wiehern eines Pferdes. Das wiederholte sich genau alle zehn Minuten.

In diesen Tagen gingen die beiden zuweilen über die Sandwege im großen Hof spazieren. Sie betraten die Kirche, deren Kuppel oben eine kahle Stelle aufwies: Ein Teil des Kupferbelags war im letzten Jahr für Kriegsgerät abgenommen worden. Hier standen sie eine Weile stumm, in dem großen, leeren, dunklen und kühlen Raum. Sie gingen hinaus – und ihre Augen leuchteten auf. Sie setzten sich auf eine Bank. Die Büsche ringsum waren staubig, die Blätter traurig, und unerträgliche Abscheu erregten die irrsinnigen Frauen, die lachend oder weinend vorbeikamen. Der Maler erzählte Schlomo Pik von der Sache mit der Bürgschaft und fragte ihn, ob er sie bei einem seiner zahlreichen Bekannten erlangen könnte.

– Ich werde es versuchen – antwortete er.

Mando erwachte, ein Funken Hoffnung erhellte für einen Moment sein verhärmtes Gesicht, und er sagte:

– Hier bin ich ja verloren. Zu essen geben sie einem nichts. Suppe, Suppe und nochmal Suppe. Wegen des Hungers ist die Tuberkulose in erschreckendem Umfang ausgebrochen und richtet Verheerung an. Das sechste Gebäude hat sich über

Nacht geleert ... Und die Stimmung? Das irre Geschrei, das dich hin und wieder erschüttert, muss ich immer, immer anhören, unaufhörlich, unaufhörlich!

An jenem Abend ging Pik im Stammcafé der wichtigen Gemeindemitglieder umher und versuchte, mit einigen reichen Familienvätern unter seinen Bekannten zu sprechen. Aber die zuckten mit den Achseln. Wer sollte sowas auf sich nehmen?! Ratlos überblickte er den Raum voller Rauch, in dem sich besonders zwei Gesichter abzeichneten: Das des Funktionärs Pricker mit der Hornhauttrübung im Auge und das des närrischen Verseschmieds Mordechai Sigfried, der hier oft in seiner schmutzigen Samtjacke umherging und auf den die christlichen Kellnerinnen mit dem Finger zeigten: Da ist der jüdische Dichter! An wen sollte er sich hier wenden?

Und auch Mando erfasste schnell, dass er nichts mehr zu hoffen hatte. Er vollendete das Porträt und stellte es unten an die Wand. Schlomo Pik selbst hat hier keinen Boden unter den Füßen, aber sein Porträt wird *felsenfest* stehen, dafür wird auch in Europa Platz sein.

Als sie sich diesmal am Tor verabschiedeten, sagte Schlomo Pik:

– Ich werde dich wieder einmal besuchen.

– Ich bitte dich!

Der Maler hatte aus Höflichkeit »ich bitte dich« gesagt, aber insgeheim wollte er es fast nicht. Da das Porträt bereits gemalt war, hatte er kein Verlangen mehr nach dem Original. Jetzt war Pik in seinen Augen wie der Leisten, den der Schuhmacher aus dem fertiggestellten Schuh zieht.

(1922)

Kein Jude, kein Russe ...

Wenn ich gegen Abend die Stadt zu einem Spaziergang verlasse, kann ich die neugierigen, provinziellen Blicke der Vorortbewohner nicht ertragen, deren ganzes Vergnügen darin besteht, den Kopf aus dem offenen Fenster zu stecken und die Vorübergehenden zu begaffen. Aber da bemerke ich einen, der mich stets nett grüßt, wenn ich an seinem Fenster vorbeikomme – und lächelt ... Einer dieser harmlosen Irren, die sich oft gerade in Vororten und Kleinstädten finden: nahe der Natur. Abendschein auf dem Kohlacker gegenüber. Was für ein freundlicher Blick! Als kenne er mich seit langem und erinnere mit seinem Lächeln an bestimmte Ereignisse, die wir beide irgendwo und irgendwann gemeinsam erlebt haben.

Und tatsächlich habe ich ihn ja noch in meiner Jugend gesehen, in meiner Heimatstadt Orscha, später in Dubrowna; ich sah ihn vor einigen Jahren in Wieliczka in Galizien, und jetzt sehe ich ihn am Stadtrand von Graz. Die gleichen freundlich strahlenden Augen, dieselbe Gutherzigkeit, dasselbe Lächeln und die gleiche Reihe Zähne ... Kein Jude, kein Russe, kein Pole und kein Deutscher. *Der Mensch*.

(1925)

In diesen drückend heißen Tagen ...

Die Zeitungen sind voll mit Selbstmordfällen. Allerlei Händler und Geschäftsleute, die im Existenzkampf gefallen sind. Und der Text ist immer der gleiche: Die Pförtnerin schöpfte Verdacht, als die Tür verschlossen blieb und auf Klingeln und Klopfen keine Antwort kam. Sie alarmierte die Polizei, die rief einen Schlosser, um die Tür gewaltsam zu öffnen, und dann ...

Wie Soldaten auf dem Schlachtfeld, denen die Kraft ausgeht, wirken die Menschen auf den Straßen. Dieser Krämer, der, sichtlich tief verstört, mit einer Feder seine Ware im Schau- fenster abstaubt – über den werde ich morgen oder übermorgen gewiss die übliche Zeitungsnotiz lesen. Mein Herz bangt, bangt um meinen vierjährigen Sohn: Er, der von Natur aus Zarte, dem der Gedanke einer Entführung so fremd ist – was soll er tun, wenn er mal groß wird, in dieser Welt? Was wohl, was?!

Da rannte er mir entgegen mit seinem Hammer in der Hand. Ich hob ihn hoch und drückte ihn ans Herz, so fest wie noch nie, und beschloss unterdessen: Einem Schlosser werde ich dich in die Lehre geben, mein Sohn, einem Schlosser! In der nebulösen Zukunft sei du der Mann, den die Polizei ruft, um die Tür aufzubrechen.

(1925)

Der Krebs

Im Café Kaiserhof in der Stadt G. versammeln sich all die finsternen Elemente, Monarchisten, Hakenkreuzler usw. Hier kann man auch einen einstigen Würdenträger, aus der Habsburger Zeit, antreffen. Vom Tisch hinter mir höre ich jemanden seinen Gesprächspartner anreden:

– Exzellenz ...!

Ich blicke mich um – ein alter Mann um die fünfundsechzig, in altmodischer, fast aufgetragener, aber sorgfältig gebügelter Kleidung. Ja, eine Exzellenz. Er antwortet seinem Gefährten und verschluckt im Redefluss die Silben:

– ... Und da fuhr ich zusammen mit Feldmarschall Konrad ...

Klar also, dass dieser Mann im Großen Krieg eine führende Stellung innehatte. Er hat ein großes Militärbataillon befehligt, Festungen bombardiert, Todesurteile ausgesprochen. Und jetzt sitzt er da – gebeugt, in ärmlicher Kleidung, das Gesicht gelb und faltig. Wie ein Stein, der vom Himmel gefallen und in den Boden gefahren ist – nachdem er eine Sternschnuppe gewesen war. Und da beginnt er wieder:

– ... Wir sind damals gemeinsam mit Kaiser Karl im Flugzeug hingeflogen.

Doch diese »Ehemaligen«, als einfache Kaiserstreue, sind noch nicht die Schlechtesten. Viel schlimmer sind die mit dem Hakenkreuz, die ebenfalls Stammgäste hier im Kaiserhof sind. Dort, mir genau gegenüber, sitzt der berüchtigte antisemitische Führer, der die Jugend mit seinen grauenhaften Reden bei den Hakenkreuzler-Treffen vergiftet und schiefen Blicks zu meinem Tisch herüberstarrt. Der ganze wilde Hass ist in seinen Augen entflammt, als mein Bekannter, der alte jüdische Arzt Dr. N., eintrat und sich an meinen Tisch setzte. Seine ty-

pisch jüdischen Gesichtszüge, mit dem Vollbart eines Talmudschuldirektors, müssen das schwarze Blut dieses Judenhassers zum Sieden gebracht haben.

Der alte Dr. N. ist im Grunde ein westlicher Jude, in Wien geboren, steht dem Judentum fern und distanziert gegenüber (als er jedoch einmal ein hebräisches Buch in meinen Händen sah, hat das bei ihm etwas berührt, wir kamen ins Gespräch und haben uns dabei kennengelernt), aber seine Züge sind wahrlich die eines Thoragelehrten, eines Jeschiwa-Leiters, der das Scheitelkäppchen einen Moment abgenommen hat.

Um mir eine Freude zu bereiten, begann er mit mir über zionistische Fragen zu sprechen und sagte häufig und laut das Wort: Judenstaat ...

Der antisemitische Führer spähte zu uns herüber ... Einen Judenstaat in Palästina brauchen sie! Als sei dieses elende Österreich nicht selbst ein Judenstaat ...!

Sein Blick fixierte den alten Jeschiwa-Leiter ... Wie viel Gift, wie viel Mordlust! Sichtlich hat er keinerlei Ahnung, *wer* dieser alte Jude ist. Wüsste er, dass er ein Doktor, ein studierter Arzt ist, würde er ihn sicher anders ansehen. Deshalb änderte ich unser Gesprächsthema und sagte unvermittelt:

– Herr Doktor, gerade habe ich im *Neuen Wiener Journal* von einem radikalen Medikament gelesen, das ein englischer Arzt gegen Krebs erfunden hat. In dieser Zeitung steht häufig etwas über solche Erfinder. Ich würde gern Ihre Meinung dazu hören.

Der alte Arzt vergaß plötzlich alle politischen Fragen, den Judenstaat, und rief wütend:

– Bluff, Bluff, Bluff ...!

Und ohne irgendwie an Ort und Zeit zu denken, fing er an, wie *ex cathedra*, über das Wesen der Krebserkrankung, ihre Entstehung und Entwicklung zu referieren. All die fremden Menschen ringsum lauschten, auch seine Exzellenz, auch der

Führer der Antisemiten. Zuerst verzog er aufgebracht das Gesicht, aber schließlich kapitulierte er, wurde mitgerissen, und sein Interesse wuchs von Minute zu Minute. Genüsslich sah ich, wie seine Augen sich des antisemitischen Gifts entleerten. Noch ein bisschen – und seine Augen sind rein, freundlich, grün ...

Der Krebs ist eine großartige Sache!

(15. 2. 1929)

Über die Grenze

Das ist das Schicksal dieser Nation in den Ländern ihrer Zerstreuung. Flucht von Staat zu Staat. Ewig jähe Panik: Über die Grenze, über die Grenze.

Doch der Beamte vom Passamt macht sachte, sachte, hat es nicht eilig, dir die Reise zu regeln; er verlangt dies und das, alle möglichen Papiere, und du musst noch mehrmals bei ihm erscheinen. Die Ausreisegenehmigung wird nicht leicht erteilt, doch man drängt dich: »Raus ...«

Und unterdessen bist du *rechtlos* geworden. Jeden Augenblick kannst du mitten auf der Straße aufgegriffen und ins Internierungslager geschickt werden. Und ringsum ertönt die Stimme des Landesvolkes in seiner Bosheit: Triumphzüge ohne Ende. Die Erde bebt. Die nationalsozialistische Hydra wütet mit all ihren Köpfen!

Mit letzten Kräften hat der arme Kanzler gegen die üblen Wogen angekämpft, dieser feine, gutaussehende Doktor mit der goldenen Brille, hat auf Leben und Tod gekämpft, noch im letzten Moment Heerestruppen mit Stahlhelmen abkommandiert, um die wüsten Aufstände niederzuringen. Aber das ganze Volk, mit seinen Jungen und Alten, war gegen ihn. Kleine Kinder stellten sich in Massen vor die aufgesteckten Bajonette, provozierten die Soldaten und verspotteten sie. Und sie, diese Lausebengel, siegten.

Und schon am selben Abend übertrug das Radio seine widerliche Stimme *aus dem Innern des Staates* – in seinen Klauen bist du ...! *Schon ...!* Die Falle ist zugeschnappt!

Sie überlegen es sich, die Leute vom Passamt, und der Beamte tut das Seine gemächlich, langsam, langsam, er hat Weile. Über ihm, hoch an der Wand, hängt schon das Bild des »Führers«

anstelle des Bildes des feinen, gutaussehenden Kanzlers mit der goldenen Brille, des armen Kanzlers, der unter Hausarrest gestellt ist. Der Passbeamte bearbeitet deine Passangelegenheit langsam, langsam und gemütlich, in aller Ruhe; er hat Weile. Da schaut er dich an, um deine Haarfarbe festzustellen, und ahnt nicht, dass sie erst in den letzten zwei Tagen weiß geworden ist.

Man darf keine Minute mehr hierbleiben. Über die Grenze, über die Grenze! Und das aus einem Land, in das du einst zitternd strebstest: Über die Grenze, über die Grenze – –

(14. 3. 1941)